

Die Zirkus-Gouvernante.

Von Oscar Christ.

Man schrieb den 23. Dezember 1900. Ein echter, rechter ostpreussischer Winter hatte für die richtige Weihnachtsstimmung gesorgt. Hoher Schnee bedeckte das ganze Land. Weiße Weihnachts! Überall herrschte schon Feststimmung, nur im Herrenhaus des Rittergutes Dombrowa schien die Freude über das schönste Fest im Jahre etwas getrübt zu sein. Es wurde zwar auch in der Küche fleißig gebadet und getocht, in der Speisekammer waltete eifrig die Hausfrau, und am Herd wisperten die „Marzellen“ miteinander.

Alles schien seinen gewohnten Gang zu nehmen. Aber der aufmerksame Besucher mußte merken, daß auf der Herrin des Gutes, Frau von Dombrowa, etwas zu laffen schien. Und bald erfuhr man auch, was er war. Denn als Frau von Dombrowa einer ihrer „Marzellen“ einen Auftrag gab, der nicht zu ihrer Zufriedenheit ausgeführt wurde, da fuhr es ihr wehmütig heraus: „Wenn doch die Wilma noch da wäre!“

Wer war Wilma? Das soll der freundliche Leser gleich erfahren. — Wilma war Kinderfräulein auf Dombrowa gewesen, ein hübsches, aufgewecktes Mädchen, das, auch vom London stammend, ihrer Herrin fast unentbehrlich geworden war.

Und wo war nun Fräulein Wilma so rasch hingekommen? Was war der Grund, daß sie, die nun schon seit Jahren in Dombrowa fast wie im Elternhause war, so plötzlich abziehen mußte? Ein einziges Telegramm, mit dem am Tage vorher der Postbote aus W. durch den Schnee auf den Gutshof gestapelt kam. Ein Telegramm an Fräulein Wilma. Sie selbst nahm es dem Postboten ab, um es sofort zu überbringen. „Armes Wurm“ war alles, was sie vorbrachte. Und dann hatte sie Frau von Dombrowa in der Speisekammer um ihre Entlassung gebeten. Ihrem einzigen Bruder in W. war die Frau plötzlich gefordert und hatte ihm einen kleinen Erbsenbörger dafür dagelassen. Da durfte der Bruder nicht umsonst bitten. Sie mußte ihm aufrichten und trösten, ihn über das jetzt für ihn doppelt traurige Fest hinwegbringen und dem kleinen Würmden die Mutter ersetzen. Frau von Dombrowa mußte ihr da recht geben, wenn gleich es ihr in diesem Fall sehr schwer ankam. Und Fräulein Wilma packte ihre Sachen, verabschiedete sich, und abends um 6 fuhr Jochen mit dem Schlitten vor. Ein paar Worte, ein Sänder, und bald war der Schlitten auf der Chaussee, der wo noch eine Weile durch die frische, harte Winterluft das Schellengeläute herüberlang.

Fräulein Wilma war also fort, und Frau von Dombrowa mußte zerlegen, ohne sie über das Fest hinwegzulassen, so gut und so schlecht es eben ging. Sie half selbst in der Küche, und mit den Kindern, denen der Abschied vom Fräulein besonders schwer angetan war, mußte sich der Herr des Hauses beschäftigen. Kommt Zeit, kommt Rat! Es ging auch wirklich alles besser, als man geglaubt hatte. Und als am Heiligabend die Bescherung vorüber war, als die Kinder über ihre Geschenke das Fräulein schon halb vergessen hatten, da sprach Herr und Frau von Dombrowa ernste Worte über das neue Fräulein, das nunmehr auf Dombrowa engagiert werden mußte. Einige Tage später konnte man in den Zeitungen folgendes lesen:

„Kinderfräulein per sofort für zwei Kinder nach Rittergut Dombrowa, Reis R., gesucht. Gefällige Offerten nebst Photographie werden bis 3. Januar erbeten.“

Am 1. Januar schon brachte der Postbote mit den üblichen Neujahrsgratulationen zusammen eine ganz stattliche Anzahl Offerten von jungen und älteren Damen, die sich um den Posten eines Kinderfräuleins auf Dombrowa bewarben. Aber obgleich mehrere Angebote der Frau des Hauses tonnenweise, beschloß man doch, noch weitere Briefe abzuwarten, bevor man sich zu einem Engagement entschloß. Und wirklich trafen noch eine beträchtliche Anzahl Schreiben ein, so daß eine definitive Wahl sehr schwer fiel. Recht gut gefiel ihr der Brief einer zwanzigjährigen Dame aus Berlin, die, aus gutem Hause stammend, durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen war, in Stellung zu gehen. Die Dame, ein Fräulein Erika Wallner, war noch nie in Stellung gewesen, da ihre Eltern erst vor kurzer Zeit gestorben waren. Zeugnisse besaß sie allerdings nicht, aber der Brief, sowie die Photographie, von welcher letzterer Herr von Dombrowa besonders sehr angenehm übertrifft war, nahmen für sie ein, so daß Frau von Dombrowa endgültig Entscheidung auf Erika fiel. Herr von Dombrowa widersprach auch nicht, sondern behauptete vielmehr, dieses Fräulein Erika müsse, dem Bilde nach zu schließen, eine Dame ihres Geschlechtes sein, denn Pferde und Weiber verhalte er zu letzteren.

Und so wurde denn Fräulein Wallner aus Berlin engagiert. Das Reisgeld ging schon mit der nächsten Post an sie ab, und am 15. Januar

sollte sie die Stellung auf Dombrowa antreten. Am genannten Tage fuhr Jochen mit den beiden Krippen in die Stadt, bei Dombrowa aber war man gespannt, besonders aber die Kinder, die mit echter Gründlichkeit schon allen Weihnachtskram demoliert hatten und sich nun besonders auf das neue Fräulein freuten. Schellengeläute verkündete auch endlich das Nähen des Schlittens. Vor dem Haustore angelangt, entstieg ihm Fräulein Wallner, der entgegenkommenden Hausfrau die Hand küßend. Man war erstaunt. Eine solche Schönheit, dabei aber eine Dame von Welt, hatte man in Fräulein Erika nicht erwartet. Und wie sie sich gleich zu Hause fühlte, wie sie auf alle Fragen und Antworten der Hausfrau einzugehen wußte, und wie die Kinder sich sofort mit ihr befreundeten! Auch der Hausherr schaute ihr ganz eigenartig in die Augen, natürlich nur, um Studien zu machen über die Richtigkeit seines „Tagiervermögens“.

So weit war also alles gut. Nach kürzester Zeit war Fräulein Wallner der Liebling aller. Sie interessierte sich für alles, griff in der Wirtschaft mit zu, unterrichtete die Kinder, und das Dombrowsche Ehepaar war mit seiner Akquisition mehr als zufrieden. Auch als famose Reiterin entpuppte sich Fräulein Erika — sie hatte bei Begehren ihres Vaters, der Offizier gewesen war, viel und gerne geritten — und war nun Herr von Dombrowa sehr dankbar, ab und zu nach den Strapazen des Dienstes einen Spazierritt in die Dombrowaer Feldmark unternehmen zu dürfen, eine Erlaubnis, von der sie, wann es nur ging, auch gern Gebrauch machte. Dabei verriet Fräulein Erika ein Verständnis für alles, was „Pferdebesitz“ bedeutet, so daß jedermann baff war. Keiner aber hatte das schöne Verhältnis zwischen Dienstherrschaft und Kinderfräulein nicht lange Bestand. Und das kam so: Ein halbes Jahr war Fräulein Erika in Dombrowa. Die Ernte war in vollem Gange, hochgeladene Fuder kamen in die Scheunen, von frühmorgens bis in die späte Nacht wurde gearbeitet. Da eines Tages eilte Fräulein Erika tränenden Auges zu Frau von Dombrowa, ihr einen Brief vorlegend, der sie sofort nach Berlin rief. Ebenso wie bei Fräulein Lindner seligen Andenkens war es auch bei Fräulein Wallner der einzige Bruder, der sie brauchte. Dieser, ein flotter Artillerieoffizier, war beim Manöver mit dem Pferde gestürzt, ein Geschwür war ihm dabei über den Schenkel gefahren, diesen zermalmend. Und nun lag er auf dem Krankentisch und brauchte Pflege, weibliche Pflege. Und wenn man eine Schwester hat, was lag dann näher, ehe man fremde Hilfe in Anspruch nahm! Frau von Dombrowa machte allerlei Einwürfe, aber schließlich setzte doch Fräulein Erika ihren Willen durch. So schwer es ihr auch fiel, von Dombrowa, das sie so lieb gewonnen habe, zu scheiden, so sei es doch Menschenpflicht, den einzigen Bruder nicht im Stich zu lassen. Da mußte selbst Frau von Dombrowa schweigen, und Fräulein Erika besah eines Abends den Selbststufschierer, um Dombrowa auf immer zu verlassen.

Nach wenigen Wochen war auch für Fräulein Erika Ertrag da, und es ging auf Dombrowa alles seinen gewohnten Gang. Die Ernte war glücklich unter Dach und Fach, auch das Gummum war schon eingefahren, und nur auf den Kartoffeln und Rübenfeldern wurde noch fleißig gearbeitet. Stand doch der Winter vor der Tür, und man mußte trachten, die Feldfrüchte in die Keller zu bringen, bevor die große Kälte eintrat. Herr von Dombrowa wollte die stille Zeit benutzen zu einer kleinen Reise nach Königsberg, auf der ihn seine Gattin begleiten wollte. Und so dampfte denn eines Tages das Ehepaar nach der Hauptstadt Ostpreußens ab. Dort gab es nun auch mancherlei zu besorgen. Einkäufe und Besuche wurden gemacht, und das Ehepaar ließ sich halbe Tage lang nicht. Dafür aber war der Abend dem Vergnügen gewidmet. Varietés und Theater waren schon absolviert, da entschloß man sich, auch an einem Abend den Zirkus zu besuchen, der gerade in der Stadt gastierte.

Abends hatte das Dombrowsche Ehepaar eine Loge im Zirkus belegt. Die erste Hälfte des Programms näherte sich schon ihrem Ende, als das Dombrowaer Ehepaar erschien. Während sich Frau von Dombrowa mehr über die Späße der Clowns amüsierte, bevorzugte Herr von Dombrowo Pferde und Reiterinnen. Gerade taufchten die Geleute ihre Ansichten aus, da tauchte die Portiere, die Manège und Stall trennte, und unter den Klängen eines flotten Reches ritt eine Schutzeiterin in den Zirkus. „Miß Key in der hohen Schule“, bezeichnete das Programm diese Nummer. Als die Reiterin, überdies eine faszinierende Schönheit, auf ihrem prächtigen Pferde an Dombrowa vorüberritt, glaubten diese ein erkennendes Lächeln zu bemerken; Herr von Dombrowo aber, der erst das Pferd und dann seine Reiterin sich eingehend betrachtete, fand bei der letzteren eine große Ähnlichkeit heraus, aber mit wem gleich? Auch Frau von Dombrowo fand das selbe, und so gerieten sie beide die

Köpfe, mit wem die Zirkusreiterin wohl eine solche Ähnlichkeit habe; denn daß sie gesellschaftlich schon mit ihr befaßten gewesen, schien ausgeschlossen. Wo hatten sie dieses Gesicht nur gesehen?

Die Reiterin abfolvierte unterdessen ihre Volten und Piaffen und wurde vom Publikum dafür mit reichem Beifall belohnt. Endlich war auch diese Nummer zu Ende, die Reiterin kam zu Fuß mit gerafftem Reitleid in die Manège, um sich dankbar gegen das Publikum zu verneigen. Und wie sie jetzt am Manègeingang im hellen Lichterglanz stand und auch zu dem Dombrowschen Ehepaar hinüberlächelte, da fanden beide die Erinnerung wieder, und Herr von Dombrowo konnte sich nicht enthalten, seiner Gattin überaus zu gratulieren: „Das ist ja die Erika!“ Beide sahen sich erstaunt an, denn auf ein solches Wiedersehen waren sie nicht gefaßt gewesen. Die Schutzeiterin Miß Key war also Erika Wallner, die ehemalige Gouvernante auf Dombrowa! Unglaublich, aber wahr! Und da kam auch schon die Befähigung in Gestalt des Logenieners, der ein hastig mit Bleistift getipptes Briefchen an Frau von Dombrowo überbrachte. Das zierliche Briefchen enthielt aber nur die Worte: „Hocherhebliche Gnädige Frau, verzeihen Sie meine Entschuldigung folgt morgen. Ergebnisse Größe Ihre dankbare Erika Wallner.“

Herr von Dombrowo eilte in den Stall, Miß Key war nicht mehr zu sprechen. Frau von Dombrowo aber wollte von dieser „Zirkusperson“, der sie ihre Kinder anvertraut hatte, überhaupt nichts mehr wissen. Jetzt begriff sie es auch, warum diese Erika auf dem Reitpferd ihres Mannes so zu Hause war. Eine Unverfrorenheit war es, sich in ein so solches Haus als „Kinderfräulein“ einzuschleichen! Diesen Vertrauensbruch machten alle die guten Eigenschaften eines Fräulein Erika Wallner nicht wieder gut. So dachte Frau von Dombrowo, als sie nach der Vorstellung in ihrem Hotelzimmer angelangt war. Aber Herr von Dombrowo dachte anders. Man könnte doch Fräulein Wallner morgen aussuchen, vielleicht sei alles anders, als man glaube, Fräulein Erika ungeschuldig und nur das Opfer einer unglücklichen Verletzung der Verhältnisse usw. Da kam er aber bei seiner besseren Ehehälfte gut an. „Du wirst wohl diese Person noch in Schutz nehmen, aber vor meinen Augen darf sie sich nicht mehr sehen lassen, und morgen fahren wir nach Hause.“ Und dabei blieb es. Am nächsten Tag entführte der Schnellzug die Dombrowaer Herrschaft wieder ins Ermland.

Einige Tage später brachte der Briefträger nach Dombrowa einen Brief, den das Hotel, in dem Dombrowa logiert hatten, nachsenden ließ. Als Frau von Dombrowo, nunmehr doch recht neugierig, den Brief öffnete, fand sie die folgenden Zeilen: Königsberg, den . . . November 1901. Hochoberliche gnädige Frau!

Nun hat also doch mein loser Scherz seine Sühne gefunden. Seit Wochen schon fürderte ich dies, nun ist es wirklich eingetreten. Sie haben mich bei S. . . aufzutreten gesehen und wissen nun alles. Für meinen bösen Streich bin ich aber nun Ihnen wie auch Ihrem Herrn Gemahl Aufklärung schuldig. Vorher aber möchte ich Sie um Ihre Verzeihung bitten. Ich habe es schon bitter bereut, daß mich der Zufall damals gerade in Ihr Haus kommen ließ. Jedenfalls aber habe ich die Vergebung, daß ich bei Ihnen einen Teil meiner Schuld dadurch wieder gutmache, daß ich meine freiwillig übernommenen Pflichten, ich darf es wohl sagen, zu Ihrer vollsten Zufriedenheit gewissenhaft erfüllt. Das werden Sie gewiß zugeben, und darum bitte ich Sie, mich milder zu beurteilen.

Und nun will ich meine Beichte ablegen. Ich war im Dezember vergangenen Jahres an einem großen Berliner Zirkus engagiert. Wir trafen da viel mit Anwaltlichen zusammen, und eines Tages kam von seiten der Offiziere die Rede darauf, daß eine Zirkusreiterin nur in der Manège, aber sonst für nichts anderes zu gebrauchen sei; z. B. für die Wirtschaft oder als Erziehlerin. Diese Örtungsbildung der Herren trankte und reizte mich zugleich. Ich wettete mit dem Baron A. um ein Vollblutpferd seines Stalles, daß ich mich als ein Kinderfräulein vermierten und als solches mindestens ein halbes Jahr lang zur Zufriedenheit meiner Herrschaft tätig sein wolle. Alles andere wußten Sie, und daß ich meine Wette glänzend gewann, wissen Sie auch.

Und nun, nachdem ich Ihnen meine Beichte abgelegt habe, bitte ich Sie, verzeihen Sie die ganze Episode und auch Ihre Ihnen stets dankbare Erika Wallner.

— Durchschaut. Nzt.: Beitrete Ihnen das Schlußwort. Patient: „O, sehr argel!“ Die Frau (einwörtlich): „Ja, aber nur zu Hause, Herr Doktor. . . im Wirtschaftsel!“

— Hebertrumpft. „Meine Tochter ist schon mit neunzehn Jahren verlobt.“ „Weine ist schon mit achtzehn Jahren geschieden!“

Eine Hand wäscht die andere.

Von Roberto Bracco.

Mit dem Schlage eines verließ Marchesa Luciana di Piemonte die weiße Villa, die Arturo Bigoreni bewohnte. An der Straßenecke bestieg sie ein Coupé, und bemerkte im Einsteigen, daß sie einen ihrer Handschuhe verloren hatte. Blüschnell zuckte der Gedanke in ihr auf, umzugehen, zu ihm zu eilen, teils, um nach dem verlorenen Handschuh zu suchen, teils um ihr Idol noch einmal zu sehen, und sich an seiner Uebertragung zu weiden. Aber es war Mittagszeit, und sie wollte heute zu ihrem Mann blendend liebenswürdig sein. Es wäre undant gewesen, ihn warten zu lassen. Sie schlug daher den Wagenschlag zu, und zufrieden mit dem kleinen Opfer, das sie ihrem Manne gebracht hatte, besaß sie dem Kutscher energisch: „Fahre zu!“

Indessen war ihr Mann nicht da und kam erst abends nach Hause. Als Luciana sah, daß er mit bleichem Gesicht und unnatürlicher Ruhe den schwebeligen Handschuh hervorholte, den sie vielleicht im Laufe ihres Geliebten vergessen hatte, erlarrte sie und fühlte ihre Knie zittern. Dennoch faßte sie augenblicklich ihren Verteidigungsplan, mit der Kühnheit, die ihr in Momenten höchster Gefahr, trotz ihres empfindlichen und zarten Organismus, stets zu Gebote stand.

Sie rief: „Oh! Das ist ein Damenhandschuh.“ Enrico ließ den Handschuh auf den Kamin zwischen die Nippfächer fallen, ohne ihn anzusehen, und erwiderte: „Ja.“ „Und wem gehört er?“ „Wahrscheinlich Dir.“ entgegnete Enrico und ließ sich in einen Aufsetzfall fallen.

Luciana verlor die Fassung nicht und erwiderte: „Das ist ein Scherz.“ „Keineswegs. Du trugst heute früh solche Handschuhe, außerdem habe ich Dein Parfum und Deine Handschuhnummer erkannt.“ „Lieber Himmel! Dieses Parfum wird doch nicht ausschließlich mein sein; und über die Handschuhnummern läßt sich streiten. Wie willst Du die Gewißheit haben?“ „Glaubst Du, ich wüßte Deine Handschuhnummer nicht auswendig? Wollen wir es feststellen?“ „Ich glaube, daß es überflüssig ist. . .“

„Ja, ja, stellen wir es fest. Zieh diesen Handschuh an.“ „Gern, wenn es Dir Vergnügen macht. . .“ Luciana streifte den Handschuh über und wagte die Bekauptung: „Da, sieh selbst, daß er mir zu weit ist.“

„Ich sehe nichts, aber einerlei. . .“ „Wäre es nicht ehrlicher, zu beichten?“ „Was?“ „Daß Du ein Verhältnis mit meiner Freundin Giulia Castiglioni hast.“

„Das ist klar!“ „Alle haben es längst bemerkt, und ich auch.“ „Was willst Du damit sagen?“ „Heute früh bist Du bei ihr gewesen. . .“ „Und dann?“ „Und dann weiß ich nicht. Aber eins ist gewiß: Giulia und ich, wir haben dieselbe Modistin, denselben Handschuhmacher, denselben Parfümeur. . .“

„Dieselben Hände. . .“ „Janosch, dieselben Hände!“ „Am Ende auch denselben Mann.“ „Es scheint so.“ „Nun, liebe Luciana, den Handschuh da habe ich nicht im Hause von einer Deiner Freundinnen gefunden, sondern vielmehr bei einem meiner Freunde.“ „Wer ist es?“ „Soll ich Dir auch noch den Namen sagen? Weirwegen: Arturo Bigoreni.“ „Das bedeutet einfach, daß Frau Giulia Castiglioni Herrn Arturo Bigoreni einen kleinen Besuch gemacht hat.“ „Das ist unmöglich!“ „Aha! Du bist eifersüchtig!“ „Es ist unmöglich. . . weil Giulia Castiglioni eine hochanständige Frau ist.“ „Sie ist Witwe.“ „Witwe oder nicht, man besucht einen jungen Mann nur dann, wenn man seine Geliebte ist.“ „Und wer sagt Dir, daß Giulia nicht die Geliebte Arturos ist?“ „Niemand sagt es mir, aber ich weiß, daß man diese Frau hochschätzen muß.“ „Du schätzt sie höher als Deine eigene Frau, da Du lieber annehmen willst, daß dieser Handschuh mir gehört.“ „Ich weiß nicht, warum Du Frau Giulia einseitigst; ich habe mit dieser Geschichte rein gar nichts zu schaffen. Ich habe Dir gesagt und wiederhole Dir's mit bewundernswerter Gelassenheit, daß dieser Handschuh wahr — schein — ich der Deine ist. Nichts weiter.“

„Also vorläufig . . . ist's nur ein Verdacht.“

„Es ist beinahe Gewißheit, denn alle Indizien sind sehr belastend für Dich.“ „Und was gedenkst Du zu tun, um Dir absolute Gewißheit zu verschaffen?“ „Ich werde mich an Arturo wenden.“ „Das ist lächerlich.“ „Durchaus nicht. Der Handschuh lag in seinem Schlafzimmer auf dem Teppich, ohne daß er es bemerkte. Ich habe ihn verstoßen zu mir gebracht, und nun will ich ihm den Handschuh zeigen, und er muß mir gestehen, wie derselbe in sein Zimmer gekommen ist.“ „Er wird sagen, daß er einer anderen Dame gehört.“ „Ich werde Beweise fordern.“ „Und wenn er keine hat?“ „Um so schlimmer für ihn und Dich!“

In Enrico's Augen leuchtete eine wilde Glut, und sein abgelebtes Vidergesicht bekam einen unheilbrohenden Ausdruck. Luciana, welche mit der sorglosen Miene eines kleinen, frechen Straßenjungen ihm gegenüber auf einem zierlichen Fußhänchen hockte, erbeute trotz ihrer Kühnheit, und um ihre Angst zu verhehlen, blüchte sie sich über ihren Schuh, um eine Bandschleife fester zu kneten. Dann erhob sie sich unbefangen, ordnete ein widerstrebendes Köpfchen ihres gewellten kastanienbraunen Haars und sagte sehr unschuldig: „Also, mein lieber Diavolo, welches ist Dein definitives Programm?“

„Das strengste und das gerechteste, entgegnete Enrico, und wappnete sich aufs neue mit seiner überlegenen Ruhe: „Wenn ich den Beweis habe, daß der Handschuh einer anderen gehört, werde ich Dich um Verzeihung bitten; wird sich die Sache nicht auflösen lassen, so müssen wir uns trennen; sollte es sich aber herausstellen, daß er Dein ist, so werde ich Dich töten!“

„Vortrefflich!“ rief Luciana lachend. „So streng und das gerechteste, entgegnete Enrico, und wappnete sich aufs neue mit seiner überlegenen Ruhe: „Wenn ich den Beweis habe, daß der Handschuh einer anderen gehört, werde ich Dich um Verzeihung bitten; wird sich die Sache nicht auflösen lassen, so müssen wir uns trennen; sollte es sich aber herausstellen, daß er Dein ist, so werde ich Dich töten!“

„Vortrefflich!“ rief Luciana lachend. „So streng und das gerechteste, entgegnete Enrico, und wappnete sich aufs neue mit seiner überlegenen Ruhe: „Wenn ich den Beweis habe, daß der Handschuh einer anderen gehört, werde ich Dich um Verzeihung bitten; wird sich die Sache nicht auflösen lassen, so müssen wir uns trennen; sollte es sich aber herausstellen, daß er Dein ist, so werde ich Dich töten!“

Enrico hatte schon früher Arturo bitten lassen, und am Abend desselben Tages trat er erfolglos, schön und galant wie immer in das trauliche Wohnzimmer, wo ihn Enrico und Luciana erwarteten. „Also, da hast Du mich. Was gibst Du den Neuen?“ „Nimm Platz, nimm Platz. . .“ „Daß mich doch erst Deiner Frau die Hand drücken, ehe ich mich sehe.“ „Willst Du Tee?“

„Rein.“ „Kaffee?“ „Rein.“ „Willst Du dich lieber unterhalten?“ „Ja.“ „So höre.“ Und ohne Zögern begann Enrico mit der Erzählung der Tatsache, wie wenn es sich um einen nichtsagenden kleinen Zwischenfall gehandelt hätte. Aber Luciana hielt ihr Köpfchen mit Mühe fest, und ihre Berühmtheit entging ihrem Geliebten nicht, während ihm selbst erst nach und nach der ganze Ernst der Situation einleuchtete. Der Handschuh — das Corpus delicti — lag dort zwischen den Nippfächern am Kamin und hauchte einen leichten Duft von Weichheit aus. Enrico hatte ausgesprochen und schloß, Wort für Wort scharf betonend, mit folgendem Diavolo:

„Angeht's Dir die Tatsache, mein liebster Arturo, daß ich vollen Grund zu dem Verdacht habe, der Handschuh, den ich heute morgen in Deinem Schlafzimmer fand, gehört meiner Frau, wirst Du mir entgegenbeweisen, daß Du heute früh eine andere Dame empfangen hast, und dann werde ich an eine merkwürdige Ähnlichkeit des Leders, des Parfüms und . . . der Handschuhnummer glauben, oder ich werde leider genötigt sein, Dich für den Geliebten meiner Frau zu halten. Und damit Punktum!“

Arturo Bigoreni versuchte vergebens, mit halbgeklärter Zunge einen Witz zu reifen, und verstummte. Aber Luciana gelang es, durch eine unerhörte Anstrengung ihres Mutes und ihrer Willenskraft, ein silbernes Lachen herauszubringen. Enrico sah leide an und meinte: „Du, Luciana, lachst, und das ist zu viel; Du, Arturo, schweigst, und das ist zu wenig. Aber ich werde Deine Antwort in aller Ruhe abwarten. Ich will Dir sogar eine Zigarette anbieten. Willst Du?“ „Ja, bring mir.“ Enrico stand auf, um aus einem Gefährten von eingeleiteter Arbeit eine Schachtel Sullivan zu holen, und inzwischen sagte Luciana mehr mit dem Hauch als mit der Stimme diese Worte, die Arturo mehr ahnte als vernahm: „Nette mich um jeden Preis!“ Und im nächsten Moment wurde das Rettungswort vollbracht: „Du wirst einsehen, Enrico, daß ganz feierlich Arturo, daß Du mich sehr lieb geliebt hast. Was mich anfangs so erschreckt und gelächelt hat, was der Scherz, daß Du mich eines so erbärmlichen Verstoßes für schuldig hältst.“

„Hältst. Gern würde ich mich Dir gegenüber in Schmeigeln hüllen und Deine Ungerechtigkeit mit Würde ertragen, aber es handelt sich hier um die Ruhe und Ehre Deiner Frau, deshalb will ich Deiner Tollheit nachgeben. Zum Glück habe ich den Beweis, den Du forderst, in der Hand. Zu werde eine Dame kompromittieren, welche meinem Zartgefühl blind vertraute, aber Dich und nicht mich trifft diese Schuld!“ Nach diesen Worten suchte er in seiner Velefische nach einem Schreiben und reichte es Enrico:

„Also abgemacht, mein Arturo, heute gegen zwei Uhr werde ich kommen. Ich kann nur nicht begreifen, weshalb es nicht früher sein soll. Du bist kein Mann, Du bist ein Fährplan. Na, meinnetwegen, aber zwischen Dir und mir ist immer eine Uhr, und manchmal ist eine Uhr schlimmer als eine Rivalin. Deine Giulia.“

„Ah! Also war sie es wirklich!“ rief Enrico mit zusammengebissenen Zähnen und einem gallenbitteren Lächeln. „Habe ich Dir's nicht gesagt!“ rief Luciana, und warf Arturo einen Blick zu, der ihn traf wie ein Geißel.

„Ich gratuliere Ihnen, Signor Bigoreni. Sie haben sich jetzt auf die kleinen Witwen verlegt. Sie haben recht. . . Eine Witwe kann um Hause des Geliebten alles mögliche verlieren, ohne daß dieser die Klage des Ehegatten zu befürchten hätte! . . . Und nun zu Dir, Enrico.“ „Was denn?“ „Dein Versprechen.“ „Welches?“ „Du bittest mich nicht um Verzeihung.“

„Ja, es ist wahr. . . ich hatte es vergessen. Und vergib mir auch Du, Arturo.“ „Oh! Nicht der Rede wert. Nicht dauert nur die Dame, die ich bloßgestellt habe. . .“ „Sie könnten es ja gut machen.“ rief Luciano. „Wie denn?“ frug harmlos Arturo. „Heiraten Sie sie!“

„Ach ja! . . . Ich habe nicht daran gedacht. Vielleicht tue ich es. . .“ Hier erfolgte ein längerer Schweigen, während dessen alle drei heimlich die Bilanz von dem zogen, was sie gewonnen und was sie verloren hatten. Dann schleppte sich das Gespräch noch ein wenig hin, mit unzusammenhängenden Phrasen, die mit den Gedanken der Sprecher nichts gemein hatten; und das Zusammensein endigte kühl und gleichgültig, als sei gar nichts vorgefallen.

Arturo Bigoreni verabschiedete sich mit der torrestesten Galanterie, und Enrico, der ihn zur Tür begleitete, sagte mit dem Ton falschgünstiger Rederei: „Jetzt gehst Du selbstverständlich zu ihr, Du Schwereidner. . .“ „Natürlich!“

„Weißt Du was? Ich hätte Lust, Dich heute abend zu ihr zu begleiten. Sage aufrichtig: ist es Dir lästig?“ „Das nicht. . . aber höre meine Rat, Enrico,“ sagte Arturo vertraulich: „Bleibe diesen Abend bei Deiner Frau. Die Verste! . . . Sie hat es reichlich verdient! . . .“

Geheilte Mäuser.

Fisch- und Austerbergiftungen sind, wie allgemein bekannt, sehr bösartige Natur und führen nicht selten zum Tode. Alle Austerfreunde und Feinschmecker werden daher mit Freude die Nachricht vernehmen, daß es einem französischen Forscher, J. J. Domergue, gelungen ist, die Auster zu sterilisieren, das heißt also sie als Nahrungsmittel ebenso unschädlich zu machen, wie die Milch für Kinder. In den meisten Fällen sind die Tiere bereits infiziert, wenn sie gefangen werden, und das ist immer dann der Fall, wenn die Jungtiere in der Nähe von Kanälen und schmutzigen Abwässern liegen. Die Auster werden nun in der Weise sterilisiert, daß sie nicht nur äußerlich und zwischen den Schalen geäubert, sondern auch gezwungen werden, den größten Teil der Nahrung vor dem Verstand wieder von sich zu geben. Zu diesem Behufe werden die Tiere in Bassins gesetzt, die mit frischem und filtriertem Meerwasser gefüllt sind. Jeden Tag kommen sie in ein neues Bassin, und man kann beobachten, wie die Ausscheidungen immer geringer werden und schließlich ganz aufhören. Dieses Verfahren erhöht zwar den Preis der Auster um ein beträchtliches, der Feinschmecker hat aber die Gewähr dafür, daß er absolut frische und unschädliche Auster verzeißt. Hoffentlich verlieren die Auster durch die Sterilisation aber nicht an Wohlgeschmack.

— Z w e d l o s. Dame: „Sehr freundlich. Herr Kapellmeister, daß Sie uns die Billette zu dem Symphoniekonzert schenken wollen. Aber aufrichtig gesagt, ich verstehe nicht viel von Musik.“ „Und Ihr Mann?“ „Der versteht wohl was davon. . . aber der hört schwer!“